

Gute Gründe, nicht umweltverträglich zu handeln

Katzenstein, Henriette

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Katzenstein, H. (1994). Gute Gründe, nicht umweltverträglich zu handeln. *Journal für Psychologie*, 2(4), 72-81. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-22647>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Einzelbeiträge

Gute Gründe, nicht umweltverträglich zu handeln

Henriette Katzenstein

Zusammenfassung: Die bekanntesten psychologischen Forschungsansätze nähern sich der Problematik umweltrelevanten Verhaltens aus einer umweltschutzzentrierten, 'ökologistischen' Perspektive an. Dem wird eine Analyse entgegengestellt, die sich an der Sicht der Handelnden orientiert. Es zeigt sich, daß es im individuellen Alltag viele gute Gründe für umweltunverträgliches Handeln gibt, die in aktuellen Strukturen des gesellschaftlichen Zusammenlebens wurzeln. Die Analyse mündet in ein Plädoyer für eine umweltschutzparteiliche Einmischung in den Alltag, die die Handelnden nicht bevormunden und manipulieren will. Es werden vier Ansatzpunkte zu einer Einmischungsstrategie genannt, die die Komplexität des Alltagshandelns und seine Widersprüche berücksichtigt.

Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre war das Thema Umweltschutz der Bevölkerung noch nicht allgemein geläufig. Heute kennt nicht nur jede Person den Begriff. Das Thema ist zu einem „Valenzissue geworden“, zu einem politischen „Ziel, über das als *Ziel* – Verbesserung der Umwelt durch Umweltschutz – praktisch keine Meinungsunterschiede mehr bestehen“ (Kaase 1986, 294).¹ Es geht also nicht mehr darum, das Thema zu propagieren, sondern darum, praktische Schritte zu unternehmen. Trotz allgemein verbreitetem Umweltbewußtsein gibt es jedoch bei der Einführung von Umweltschutzmaßnahmen vielfältige Schwierigkeiten, egal ob freiwillige Angebote oder Auflagen geplant sind. In den letzten Jahren werden immer häufiger auch PsychologInnen zu Rate gezogen. Sie sollen die „Diskrepanz zwischen Wissen und Handeln“ (typischer Titel einer Fortbildungsveranstaltung²) erklären und Ratschläge zu ihrer Überwindung geben. „Woran liegt es, daß wir nicht tun, von dem wir wissen, daß es getan werden müßte?“³ lautet die Frage an die PsychologInnen.

Psychologie und Soziologie haben die Frage nach den Handlungsdefiziten im Umweltschutz übernommen. Der Schwerpunkt der Forschung hat sich vom Umweltbewußtsein auf die Bedingungen umweltrelevanten Handelns verschoben. Die psychologischen

Antworten auf die Frage nach dem umweltrelevanten Verhalten orientieren sich im wesentlichen an drei Problemformulierungen.

Ein Teil der wissenschaftlichen Arbeiten widmet sich der Erforschung der Allmende-Klemme. Das Allmende-Klemme-Problem geht auf den Biologen Hardin (1968) zurück. Seine Grundannahme lautet, daß der langfristig erforderliche, sozial erwünschte umweltschonende Umgang mit Ressourcen häufig in Widerspruch zu kurzfristigen, individuellen Gewinn-Interessen gerät⁴. Die Psychologie erforscht verschiedene Bedingungen, die soziale und umweltschonende Verhaltensweisen in der Allmende-Klemme begünstigen oder blockieren (vgl. Dawes 1980; Edney 1980; Gifford 1987).

Ein anderer Teil der Forschung orientiert sich an der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Umwelt-Einstellungen (Umweltbewußtsein) und umweltbezogenem Verhalten (Langeheine & Lehmann 1986; Schahn & Holzer 1988; Urban 1986; Weigel & Weigel 1978). Implizites Ziel der entsprechenden Arbeiten ist es in der Regel, eine höhere Übereinstimmung zwischen (positivem) Umweltbewußtsein und den entsprechenden umweltverträglichen Verhaltensweisen zu erreichen.

Schließlich liegt eine Reihe von Arbeiten vor, die in praktischer Absicht Interventionen zur Verbesserung umweltbezogener Verhal-

tensweisen konzipieren und ihre Wirksamkeit untersuchen. Untersucht werden z. B. die Wirkung von Belohnungen, Sanktionen, Feedback, Self-Monitoring oder der foot-in-the-door-Technik auf die Beteiligung an Recycling-Maßnahmen, Energiesparbemühungen oder die Einschränkung des Autofahrens. Die jeweiligen Interventionstechniken werden entweder aus behavioristischen Lerntheorien oder aus kognitiven Theorien abgeleitet.

Die Ökologistische Perspektive

Bei allen Unterschieden dieser Ansätze im einzelnen haben sie eine wesentliche Gemeinsamkeit. Sie folgen alle einem Denkmuster, das hier als die „ökologistische Perspektive“ bezeichnet werden soll. Damit ist gemeint, daß die ökologischen oder Umweltschutzziele a priori als vorrangig betrachtet und absolut gesetzt werden. Die Begründung dafür liefert die dramatische Bedrohung durch die Umweltzerstörung. Andere gesellschaftliche Ziele als das ökologische Ziel werden in der Regel ganz ausgeblendet⁵. Andere individuelle Ziele, Verhaltenskriterien und Motive erscheinen nur als Barrieren für umweltverträgliches Verhalten: in der Einstellungsforschung als intervenierende Variablen, im Rahmen der Allmende-Klemme als kurzfristige Gewinn-Interessen, in der Interventionsforschung bleiben sie gänzlich unsichtbar. Dieser einseitigen Ausrichtung entspricht die Konstruktion einer speziellen Klasse umweltbezogener Verhaltensweisen, die den Gegenstand vieler wissenschaftlicher Untersuchungen bilden: Das Recyclingverhalten, das Energiesparverhalten, das Wassersparverhalten oder der Umgang mit Ressourcen werden viel häufiger untersucht als das (umweltverträgliche) Kochen, Heizen, Putzen oder Waschen. Aus ökologistischer Perspektive erscheinen mangelnde Beteiligung am Wassersparen oder Recycling und überhaupt alle nicht-umweltverträglichen Handlungen quasi automatisch als Fehlverhalten. Verschiedenste Mängel und Barrieren werden für dies Fehlverhalten verantwortlich gemacht. Die Interventionsforschung konzentriert sich auf die Fehler der ExpertInnen, die Umweltprogramme planen: Die Informationen sind schlecht gestaltet, die Anreize falsch gesetzt, Rückmeldungen wer-

den vergessen. Eine Fülle von Mängeln und Barrieren werden auch bei den Handelnden gesehen: Sie verzerren Informationen und sind nicht in der Lage, sie rational zu verarbeiten („limited processing“, Dawes 1980); es fehlen Kenntnisse und Fähigkeiten (Maloney & Ward 1973); sie haben das Gefühl, nichts zu erreichen (mangelnde Kontrolle bzw. Effizienzwahrnehmung, vgl. Langeheine & Lehmann 1986, 25 ff); oder sie verdrängen Probleme, damit sie nicht zu bedrohlich werden (Preuss 1991). Eine Übersicht über solche Mängel bietet das Buch *Umweltkatastrophe Mensch* von Sigrun Preuss, die davon ausgeht, daß die zweifellos verbreiteten umweltunverträglichen Handlungsmuster in unserer Gesellschaft pathologisch, krankhaft sind (1991, 31 ff).

Die ökologistische Perspektive wird der Problematik umwelt(un)verträglichen Handelns im Alltag nicht gerecht. Die Absolutsetzung ökologischer Zielsetzungen verstellt den Blick für die Komplexität des Alltagshandelns und seine Widersprüche. Zudem verdeckt die „logische“ Verknüpfung zwischen bedrohlicher Umweltkrise und Forderung nach umweltverträglichem Verhalten die Geschichtlichkeit des Alltagshandelns. Die Wurzeln unserer Handlungsmuster und Ziele im Alltag reichen häufig viel weiter zurück als das historisch noch junge Bewußtsein von der Umweltzerstörung. Die Untersuchung spezieller umweltbezogener Verhaltensweisen spiegelt schließlich die Sichtweise von ExpertInnen im Umweltschutz, die Energiesparprogramme oder Auflagen zum Schutz natürlicher Ressourcen kreieren und durchsetzen wollen. Ein „Energiesparverhalten“ oder „ressourcenschonendes Verhalten“ entspricht aber nicht den Handlungsstrukturen im Alltag. Im Alltag einer Hausfrau geht es beispielsweise um das – mehr oder weniger sparsame – Kochen, Waschen, Putzen, Einkaufen, Baden der Kinder und so weiter. Da die Strukturen unseres Alltags wenig Beachtung finden, ist es aus ökologistischer Perspektive kaum möglich, Anknüpfungspunkte für eine Auseinandersetzung der Menschen mit ihren Handlungsweisen zu finden, die eine Ökologisierung des Alltagshandelns begünstigen könnte. Ökologistische Arbeiten entsprechen auch darin der Sichtweise von ExpertInnen, daß sie zur Konstruktion von Instrumenten (Interventionen) neigen, die von

außen eingesetzt werden müssen, um ökologisches Handeln zu verbessern. Es werden „Methoden der Verhaltensmodifikation“ (Wortmann, Stahlberg & Frey 1993, 92) oder „verschiedene Eingriffsebenen für Veränderungsstrategien“ (Schaible-Rapp 1993, 109) vorgeschlagen.

Dieser Aufsatz stellt der ökologistischen Perspektive eine Alternative gegenüber: Die Problematik umwelt(un)verträglichen Handelns wird ausgehend vom Alltag der Handelnden analysiert.

Die Alltagsperspektive: Gute Gründe für umweltunverträgliches Verhalten

UmweltschützerInnen und ExpertInnen, die Umweltschutzmaßnahmen selber und mit einem gewissen Engagement und Aufwand betreiben, neigen dazu, umweltunverträgliches Verhalten als ökologisches Fehlverhalten anzusehen. Erklärungen dafür werden leicht als Ausreden angesehen. Dabei wird selten bedacht, daß sich die Perspektive derjenigen, die Umweltschutzmaßnahmen planen und durchführen, von der Perspektive derjenigen, die sich beteiligen sollen, unterscheidet. Im Alltag gibt es viele gute Gründe dafür, nicht umweltverträglich zu handeln.

Ein Beispiel: Eine mir bekannte Familie schaffte sich beim ersten Kind eine Spülmaschine an, beim zweiten ein Tiefkühlgerät und beim dritten Kind einen Wäschetrockner. Diese Familie fährt nicht einen kleinen Personenwagen, sondern einen großen VW-Bus, mit dem das jüngste Kind täglich ungefähr 10 km hin und 10 km zurück zur Kindertagesstätte gefahren wird, obwohl sich ein Kindergarten in der Straße, in der die Familie wohnt, befindet. Die Mutter der Kinder

- hat in vier Jahren drei Kinder bekommen;
- führt einen Haushalt mit fünf Personen und Garten;
- hat, während ihre Kinder klein waren, eine therapeutische Ausbildung absolviert;
- hat alle ihre Kinder in eine alternative Tagesstätte geschickt und an der konfliktreichen und sehr zeit- und arbeitsaufwendigen Selbstverwaltung teilgenommen;
- beschäftigt sich auch durch Lesen mit dem Thema Kindererziehung.

Kann hier von Fehlverhalten und Ausreden die Rede sein? Geht es nicht darum, daß hier andere (wichtige) Ziele mit dem ökologischen Ziel in Konflikt stehen, nämlich

- Ansprüche an die Kindererziehung,
- Ansprüche an die berufliche Verwirklichung auch als Mutter,
- Bemühungen (aus diesen Gründen), den Haushalt zurückzudrängen?

Schon dieses eine Beispiel zeigt, daß die aus ökologistischer Perspektive „scheinbar unvernünftige[n] Verhaltensweisen von Menschen ... plausibler [werden], wenn man sie im Rahmen ihres je spezifischen Lebensalltags betrachtet“ (Reichert 1993, 86).

Im Alltag gibt es viele weitere Beispiele für gute Gründe, sich nicht umweltverträglich zu verhalten. Alten Frauen und Männern wird es tatsächlich zu schwer, Mehrwegflaschen vom Laden nach Hause zu schleppen. Ein geringes verfügbares Einkommen ist ein guter Grund für die Anschaffung billiger, weniger langlebiger und umweltfreundlicher Produkte. Die Spannung der Kinder ist ein guter Grund dafür, Geschenke einzuwickeln. Wer Kinder hat, weiß auch, daß es ihnen wichtig ist, zu besitzen, was die KollegInnen im Kindergarten oder der Schule auch haben. Liegt hier nicht auch ein guter Grund vor, Dinge zu kaufen, die wir für wenig ökologisch und vielleicht sogar für ziemlich unsinnig halten? Prestige ist auch für Erwachsene wichtig und bildet für manche einen guten Grund für die Anschaffung (und Produktion) großer Wagen, wie die neue S-Klasse bei Mercedes zeigt.

Es ist verwunderlich, daß wir aus der Perspektive der UmweltschützerInnen so wenig Verständnis für die Alltagsgründe aufbringen, die andere dazu veranlassen, nicht umweltverträglich zu handeln. Denn wir wissen aus unserem eigenen Alltag, wie schwierig es ist, konsequent ökologisch zu handeln. Allenfalls handeln wir etwas umweltverträglicher als unsere Nachbarin oder – wie wir meinen – als die Mehrheit⁶, aber wer kann von sich behaupten, sich völlig konsequent zu verhalten? Wer sich politisch und beruflich sehr im Umweltschutz engagiert, hat viele Termine und umso mehr Schwierigkeiten dabei, auf das Auto zu verzichten.

Umweltbewußtsein führt zu Konflikten im Alltag

Viele unserer Ziele und alltäglichen Bedürfnisse geraten also in Widerspruch mit dem Umweltbewußtsein. Der ernstgenommene Anspruch, im Alltag umweltverträglich zu handeln, führt deswegen zu massiven Konflikten. Das scheint zunächst vielleicht etwas übertrieben zu sein. Haben wir nicht im Alltag noch viele Spielräume, uns umweltfreundlicher zu verhalten? Das sicherlich – und dennoch behaupte ich, daß eine halbwegs konsequente Ökologisierung unseres Handelns mit massiven Konflikten verbunden wäre. Wir müßten zu einem gänzlich neuen Umgang mit den Dingen unseres Alltags finden. Frauen müßten beim Kauf von Kleidern Mode-Aspekte hinter Gesichtspunkten der Langlebigkeit zurückstellen. Väter müßten bereit sein, langwierige Konflikte mit ihren Kindern durchzustehen, die ein neues Mountainbike und nicht das aufgemöbelte Rad der Eltern fahren wollen. Berufstätige dürften die Entscheidung für ein Verkehrsmittel nicht mehr nach dem Zeitverbrauch richten. Denkt man weiter, werden grundsätzlichere Probleme deutlich: Vielbeschäftigte PolitikerInnen, die auf Auto und Flugzeug verzichten, sind weniger verfügbar und riskieren Karriere-Einbußen. Bei berufstätigen Müttern gefährdet der Verzicht auf Auto, Tiefkühltruhe und Wäschetrockner die prekäre Balance zwischen Beruf und Familie. Unsere beruflichen und privaten Ziele und Bedürfnisse schlagen sich in den Funktionen nieder, die die Dinge im Alltag für uns haben. Dinge wie das Auto und die Haushaltsgeräte erfüllen im Alltag vielfältige Funktionen. Von diesen Alltagsfunktionen der Dinge ist unser Umgang mit ihnen bestimmt. Ökologische Anforderungen lassen sich daher nur sehr begrenzt zu unserem bisherigen alltäglichen Umgang mit Dingen „dazu-addieren“; sie stellen ihn infrage.

Ökologische Anforderungen an den Umgang mit Dingen geraten also schnell und massiv in Gegensatz zu unserem Alltagsverhalten. Das liegt aber nicht nur an unseren persönlichen Zielen und Bedürfnissen. Die Funktionen der Dinge für uns werden auch von Alltagssituationen und ihren Erfordernissen geprägt, auf die die einzelne Person nur

begrenzten Einfluß hat. Berufliche Anforderungen an Pünktlichkeit, Effizienz und Leistung prägen zum Beispiel die Funktionen, die Dinge wie das Auto oder der Computer für uns haben und damit auch unseren Umgang mit ihnen. Aus Sicht der Handelnden bestimmen äußere Anforderungen den – mehr oder weniger umweltverträglichen – Umgang mit Dingen sogar sehr stark. UnternehmerInnen sehen sich durch die Marktlage gezwungen, (auch) verpackungsintensive Waren anzubieten. Die Funktion der Verpackung für die HerstellerInnen liegt in diesem Falle in ihrer Wirkung auf die KundInnen. Umweltbewußte KundInnen sehen sich dagegen nicht in der Lage, konsequent abfallarm einzukaufen, weil kein entsprechendes Angebot erreichbar zur Verfügung steht. Die Funktionen der verpackten Waren für die KundInnen liegen hier darin, daß sie erschwinglich und in der Nähe erreichbar sind – einen direkten Einfluß darauf haben die KäuferInnen nicht. Auch äußere Bedingungen begrenzen also die Möglichkeiten, umweltverträglich mit den Dingen umzugehen. Wir befinden uns in der unangenehmen Lage, daß sich die Probleme umweltverträglichen Handelns jedem einzelnen stellen (oder jedenfalls stellen sollten), aber individuell nicht befriedigend gelöst werden können.

Die bisherigen Überlegungen haben gezeigt, daß „Umweltverträglichkeit“ im Alltag nur ein Handlungskriterium unter anderen sein kann. Unser – mehr oder weniger umweltverträglicher – Umgang mit Dingen wird durch ihre vielfältigen Alltagsfunktionen bestimmt. Die alltäglichen Funktionen der Dinge sind sowohl mit persönlichen Zielen, Bedürfnissen und Voraussetzungen als auch mit Alltagssituationen und ihren Erfordernissen verknüpft.

Die spezifischen Funktionen, die den Umgang des einzelnen mit den Dingen in bestimmten Situationen prägen, entstehen aber nicht beliebig. Mit Mead (1975, 45) nehme ich an, daß das Handeln des einzelnen „in den gesellschaftlichen Prozeß eingebettet ist“ und nur in seinem Bezug auf die Gesellschaft angemessen verstanden werden kann. Der Umgang mit Dingen bezieht sich immer auf den ganzen gesellschaftlichen Prozeß. Die Funktionen der Dinge für den einzelnen wurzeln im gesellschaftlichen Zusammenleben. Denn im gesellschaftlichen Zusammenleben

werden die sozialen Bedeutungen der Dinge geprägt, die ihre individuellen Funktionen erst ermöglichen.

Die gesellschaftlichen Hintergründe umweltunverträglichen Handelns

Als charakteristische Kennzeichen für unser gesellschaftliches Zusammenleben werden Individualisierung und Differenzierung beschrieben. Diese aktuellen gesellschaftlichen Trends prägen unser Alltagsleben. Der Individualisierung und Differenzierung des Alltagslebens korrespondieren soziale Bedeutungen von Dingen, die einen umweltverträglichen Umgang mit ihnen vielfach gerade nicht begünstigen.

Der Trend zur Individualisierung in unserer Gesellschaft ist ungebrochen. Im Vergleich zu früheren und anderen Gesellschaftsformen ist das Individuum in unserer gegenwärtigen Gesellschaft weitgehend aus sozialen, räumlichen und historischen Kontexten gelöst (vgl. Beck 1986, Teil II). Die räumliche und soziale Mobilität ist hoch. Wir bewerten einen Menschen nach seiner individuellen Persönlichkeit, seinen individuellen Leistungen, weniger als in der Vergangenheit nach seiner familialen Herkunft. Der Trend zur Verkleinerung der Haushalte, gemessen an der Zahl der Haushaltsmitglieder, hält an. Die ambulante Versorgung pflegebedürftiger und alter Menschen in den eigenen Wänden wird der Aufnahme in Gemeinschaftseinrichtungen wie Heimen vorgezogen.

Die gesellschaftliche Tendenz zur Individualisierung hat auch das Alltagsleben und die Bedürfnisse des einzelnen verändert. Wir leben in kleineren Haushalten als früher, unsere Abgrenzungsbedürfnisse gegenüber (der Kontrolle) der Familie und Nachbarn sind höher. Unsere Ansprüche an eigenen, individuell nutzbaren Raum steigen. Der „eigene“ Haushalt, das „eigene“ Auto, das „eigene“ Zimmer spielen eine große Rolle. Gleichzeitig wächst unser Bedürfnis nach persönlichem Ausdruck, nach dem Ausdruck unserer unverwechselbaren Individualität.

Damit verändert sich die soziale Bedeutung der Dinge. Historische, regionale und klassen- oder schichtspezifische Bedeutungen von Dingen verlieren an Gewicht, individua-

listische Bezüge werden wichtiger. Die Dinge erhalten neue und für die Individualisierung des Alltags zentrale Funktionen: Der Gerätepark (Kühlschrank, Waschmaschine, Tiefkühltruhe, Spülmaschine, Mixer etc. pp.) dient nicht nur der Arbeiterleichterung, sondern auch der Unabhängigkeit und Abgrenzung der Kleinhaushalte voneinander. Auf dieses Problem stießen in den letzten Jahrzehnten alle Bemühungen um die Einrichtung von ökonomisch und ökologisch günstigen Gemeinschaftseinrichtungen, wie z. B. Waschküchen in Wohnblöcken. Den Möbeln einer Wohnung kommt stärker als früher die Funktion zu, die individuelle Persönlichkeit der Haushaltsmitglieder zum Ausdruck zu bringen. Möbel dienen auch der Statusdemonstration und natürlich der Demonstration von Statusveränderungen. Interessant ist in diesem Zusammenhang, wie stark sich im allgemeinen die Wohnungseinrichtung junger Berufstätiger von derjenigen von Studenten oder Azubis unterscheidet. Dagegen nimmt die Funktion des Elternhauses und seiner Einrichtung dafür, Kontinuität zu stiften und Erinnerungen zu vermitteln, ab. Persönliche Erinnerungen werden vielleicht noch mit einzelnen Gegenständen wie Photos oder Schmuckstücken verbunden.

Der individualistische Bezug zu den Dingen prägt unser Verhalten und die Umwelt(un)verträglichkeit unseres Verhaltens. Eine Folge der veränderten Alltags-Funktionen der Dinge ist, daß wir Dinge anschaffen, die uns Unabhängigkeit und individuellen Ausdruck zu bieten scheinen; eine andere, daß wir uns leichter von alten Dingen trennen und ihre Lebensdauer nicht ausschöpfen. Der individualistische Bezug zu den Dingen stärkt die Bedeutung des Konsums.

Eine zweite Entwicklungstendenz, die unsere Gesellschaft auszeichnet, ist die zunehmende Differenzierung gesellschaftlicher Bereiche, verbunden mit einer ausgeprägten Arbeitsteilung und Spezialisierung. Produktion, Handel und Konsumtion sind in unserer Gesellschaft räumlich scharf getrennt, Familie und Beruf bilden meist klar voneinander getrennte Sphären, die berufliche Arbeit selbst ist hoch spezialisiert.

Diese Differenzierung äußert sich in unserem Alltagsleben auf vielfältige Weise. Hier sollen nur zwei Beispiele herausgegriffen wer-

den. Zum einen fehlt uns in vielen Bereichen des Lebens die Übersicht. Wir kennen die HerstellerInnen der Produkte, die wir konsumieren, in aller Regel nicht und wissen häufig wenig über den Herstellungsprozeß, geschweige denn, daß wir selbst über die Fähigkeiten verfügten, die Dinge unseres Alltagslebens zu produzieren oder auch nur zu reparieren. In der beruflichen Arbeit, ob in der Wirtschaft, der Verwaltung oder der Politik, übersehen wir in der Regel nur noch Teilbereiche und Teilschritte der komplexen Prozesse. Hochqualifizierte ExpertInnen und WissenschaftlerInnen nehmen rein fachbezogene Standpunkte ein, ob sie nun ökologischer oder ökonomischer, juristischer oder psychologischer Art sind, die der praktischen Problemstellung in aller Regel nicht gerecht werden. Wir sind den Dingen, Ereignissen und Problemen unserer Umwelt in vieler Hinsicht entfremdet.

Welche Auswirkungen hat diese Entwicklung auf die Bedeutung der Dinge und unseren Umgang mit ihnen im Alltag? Auf der einen Seite nimmt die Bedeutung der Dinge dafür ab, persönliche Bezüge zu stiften. Sie sagen uns nichts mehr über ihren Produzenten und ihre Geschichte. Sie sind anonym und erscheinen als beliebig ersetzbare Waren. Auf der anderen Seite steigt die Bedeutung der Dinge als jederzeit erreichbare und erhältliche Konsumgüter, denn der individuelle Bezug zu den Dingen stellt sich nun fast ausschließlich über die Konsumsphäre her; daher auch die hohe Differenzierung im Konsumbereich, die gar nicht mehr über eine nachvollziehbare Differenzierung der Produkte gewährleistet wird, sondern durch Werbung, insbesondere auch durch Verpackung: Für jeden „individuellen“ Geschmack soll ein entsprechendes Produkt (Konsum)bereit stehen, verschiedene Interessen sollen angesprochen werden, unterschiedliche Selbstdarstellungszwecke mittels (Konsum von) Waren erfüllt werden. Das selbst hergestellte Geschenk erfüllt seinen Zweck, einen persönlichen Bezug zwischen Schenkendem und Beschenktem herzustellen, fast selbstverständlich. Die gekaufte Ware bedarf des besonderen Designs, der Verpackung und Beschriftung.

Die ausgeprägte Differenzierung unserer Gesellschaft schlägt sich auch räumlich nieder und bedeutet für viele Menschen ein ho-

hes Maß an Alltagsmobilität (vgl. Krämer-Badoni 1993). Das fängt an bei der täglichen Fahrt von der Wohnung zum Arbeitsplatz und zurück. Es setzt sich fort mit den vielfältigen Fahrten der Mutter, die zur Chauffeuse ihrer Kinder wird, deren Aktivitäten längst nicht mehr lokal organisiert sind. Zur Alltagsmobilität gehört auch noch die Wochenendfahrt „ins Grüne“, die Freizeitvergnügen verspricht, das in der Stadt nicht mehr zu haben ist (zum Thema Freizeitmobilität vgl. Opaschowski 1991). Die Abstimmung der vielen individuellen Mobilitätspläne aufeinander verlangt ein neues Verhältnis zur Zeit – Schnelligkeit und Pünktlichkeit der Bewegungen werden wichtiger. Diese Entwicklung schlägt sich auch gefühlsmäßig nieder: Mobilität wird zum Anspruch, zum Bedürfnis, die Möglichkeit individueller und spontaner Bewegungsentscheidungen wird psychologisch wichtiger. Der Slogan „Freie Fahrt für freie Bürger“ spricht diese Ebene an, müßte aber vielleicht „Freie Fahrt für unfreie Bürger“ heißen, denn die „freie Fahrt“ befreit nicht von den Mobilitätszwängen.

Die räumliche Differenzierung und individualisierte Mobilitätsanforderungen prägen natürlich besonders die hohe Bedeutung der individuellen Verkehrsmittel, vor allem des Automobils. Die erstaunlich intensiven Beziehungen vieler Menschen zu ihrem Auto und dessen Nutzung sind schon vielfach der Gegenstand sozialwissenschaftlicher und auch psychologischer Überlegungen gewesen (vgl. z. B. Fuhrer 1993; Kaiser 1993; Krämer-Badoni 1993). Tatsächlich spielen die Fahrzeuge heute schon bei den Kindern eine zentrale Rolle: Das Lebensalter kann geradezu am Fahrzeug abgelesen werden: Bobby-Car bedeutet ein bis zwei Jahre, Dreirad – wie der Name sagt – drei Jahre, Kinderfahrrad vier Jahre, Jugendfahrrad, Mountainbike, Mofa, Vespa folgen bis zum ersten Auto mit 18 Jahren.

Die Krise des Umgangs mit Dingen in unserer Gesellschaft

Diese Überlegungen haben gezeigt, wie tief die Funktionen der Dinge und unser individueller Umgang mit ihnen im gesellschaftlichen Zusammenleben verankert sind. Die neue Forderung nach Umweltverträglichkeit

gerät mit zentralen Entwicklungstendenzen unseres Alltagslebens in Konflikt und führt daher zu einer Krise des Umgangs mit Dingen in der Gesellschaft. Die gesellschaftliche Krise des Umganges mit Dingen besteht darin, daß Produktion, Handel und Konsum von Dingen, die in einer individualisierten und hochdifferenzierten Gesellschaft für die Alltagsorganisation wichtig sind, nun gleichzeitig unter dem Gesichtspunkt der ökologischen Probleme, die sie verursachen, in Zweifel gezogen werden. Es sind dieselben Dinge, die wir herstellen (wollen), die wir kaufen (wollen), die wir meinen zu brauchen, die uns nutzen, die wir verschenken, auf die wir ein Auge geworfen haben, die sich ungeahnt schnell in Dinge verwandeln, die wir nicht haben wollen, die unsere Lebensqualität verschlechtern, die giftig und bedrohlich sind: Das technisch fortschrittliche, schnelle und prestigeträchtige Auto wird zur Bedrohung für die Ozonschicht, das lebensrettende Medikament zum Sondermüll, die hübsche Geschenkverpackung zum Verbundmüll, die praktischen Pampers zur umweltschädlichen Einwegwindel. Mit der Kritik an den Produkten geraten auch die Menschen unter Beschuß, die Institutionen und Alltagsstrukturen, die sie hervorgebracht haben und – wie es trotz aller andersgerichteten Anstrengungen scheint – auch weiter hervorbringen.

Das Handlungskriterium Umweltverträglichkeit richtet sich also kritisch gegen uns selbst, nicht nur gegen einzelne Verhaltensweisen, sondern gegen (viele) unsere(r) Bedürfnisse, gegen die Organisation unseres Alltags, gegen unseren gesamten Lebensstil. Es richtet sich gegen die Prinzipien gesellschaftlicher Institutionen und besonders gegen die „Logik“ unserer Wirtschaftsweise. Der Versuch, im Alltag umweltverträglich zu handeln, stößt also auf sehr reale Widersprüche und Probleme. Diese Widersprüche und Probleme werden aus ökologischer Perspektive nicht wahrgenommen. Sie können als individuelle Fehler, Mängel oder Barrieren auch nur unzureichend verstanden werden. Denn die Hindernisse, an denen eine konsequente Ökologisierung unseres Alltagshandelns scheitert, sind im gesellschaftlichen Zusammenleben begründet. Daher wird verständlich, daß Umweltbewußtsein und Verhalten heute noch weit auseinanderklaffen.

Die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit als Chance

Die mangelnde Übereinstimmung von Umweltbewußtsein und Verhalten erscheint aus ökologischer Perspektive als Problem. In der politischen Auseinandersetzung um den Umweltschutz bildet sie vielfach die Grundlage gegenseitiger Vorwürfe. Die Industrie prangert die VerbraucherInnen an, die von Umweltbewußtsein reden, aber angeblich nicht bereit sind, den angemessenen Preis für umweltverträgliche Produkte zu bezahlen. Die VerbraucherInnen kritisieren die Industrie für Lippenbekenntnisse und Marketingstrategien, die nicht eingelöst werden.

Die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit kann jedoch auch als Chance gesehen werden. In der Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit stecken Gestaltungschancen. Der Anspruch – das Umweltbewußtsein – ist formuliert. Wohin er führen wird (und ob er irgendwohin führen wird) ist (auch) davon abhängig, ob und wie wir uns einmischen. Die Aufgabe der PsychologInnen sehe ich dabei vor allem darin, eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den fremden und eigenen guten und konkreten Gründen dafür, nicht umweltverträglich zu handeln, anzustoßen. Ohne eine solche Auseinandersetzung muß die Entwicklung psychologischer Vorschläge für Interventionen zur Verbesserung einzelner umweltrelevanter Verhaltensweisen Stückwerk bleiben. Denn Umweltverträglichkeit läßt sich nicht zu unserem bisherigen Alltagshandeln „addieren“, sondern steht an vielen Punkten im Widerspruch mit ihm.

Psychologie kann auch beitragen, die Unfruchtbarkeit gegenseitiger Schuldzuweisungen (zwischen Industrie und VerbraucherInnen, ExpertInnen und TeilnehmerInnen an Umweltschutzprogrammen) aufzuzeigen. Umweltunverträgliches Handeln wird durch Strukturen gesellschaftlichen Zusammenlebens geprägt, an denen wir alle beteiligt sind. Ein umweltverträglicheres und vielleicht befriedigenderes Leben erreichen wir daher nur in einem Prozeß, an dem alle gesellschaftlichen Gruppen beteiligt sind. Jedoch müssen Verhandlungsspielräume und Einflußchancen massiv und hartnäckig genutzt werden. Der Anspruch ist formuliert, aber die Weichen für ein umweltverträglicheres Leben sind noch nicht gestellt.

Vier Ansatzpunkte zur Einmischung in die Dynamik zwischen Anspruch (Umweltbewußtsein) und Wirklichkeit

Die folgenden Überlegungen sollen zeigen, daß es möglich ist, gute Gründe für nicht-umweltverträgliches Handeln und ihre gesellschaftliche Verankerung anzuerkennen, ohne vor ihnen zu kapitulieren. Es ist möglich, einen parteiischen Standpunkt für umweltverträgliches Handeln einzunehmen, ohne andere bevormunden und ihr Verhalten manipulieren zu wollen. Die folgenden vier „Ansatzpunkte“ sind keine Instrumente zur Verhaltensänderung.

Eine erste Möglichkeit besteht darin, umweltverträgliche Handlungsmöglichkeiten zu finden und zu fördern, die mit dem bisherigen Alltag harmonisieren. Diese Strategie wird gegenwärtig häufig verfolgt. Es ist (noch) „in“, die Harmonie zwischen ökologischen Zielen und anderen Ansprüchen zu betonen. Die Kampagne „Nordlicht“ in Schleswig-Holstein setzt z. B. (unter anderem) an dem Punkt an, daß die VerbraucherInnen beim Energiesparen nicht nur die Umwelt schonen, sondern auch den Geldbeutel. Diese Argumentation findet sich häufig. Eine Studie von Ley, Bartholomäi-Post & Eilers (1991) konnte zeigen, daß es auch andere Ansatzpunkte gibt als das „Sparmotiv“. Der für Fachleute überraschend gute Erfolg von Recycling-Programmen konnte nämlich unter anderem darauf zurückgeführt werden, daß diese Programme an Ordnungs- und Sortierprinzipien anknüpfen, die schon vorher in den Haushalten eingehalten wurden. Welche Hausfrau ekelt sich nicht vor der Bananenschale im Papierkorb oder der Einwegwindel im Kücheneimer?

Es ist ein Vorteil, daß diese Strategie an Motiven anknüpft, die nicht im Umweltschutzbereich liegen. So kann der Umweltschutzgedanke eingeführt werden, ohne die Handelnden anfangs zu überfordern. Sie werden zunächst nur aufgefordert, an solchen Punkten mitzumachen, an denen es ihnen sowieso entgegenkommt.

Jedoch stößt dieses Vorgehen auch an Grenzen. Das offensichtlichste Problem liegt darin, daß ökologische Ziele häufig eben nicht mit anderen Alltagszielen harmonisieren.

Energiesparen schont den Geldbeutel, aber wer ökologisch unbedenkliche(re) Produkte kaufen will, muß häufig mehr Geld auf den Tisch legen als für die giftigeren Alternativen (das gilt für Gemüse ebenso wie für Baumaterialien; sogar Recyclingpapier ist heute vielfach noch teurer als „normales“ Papier). Das zweite Problem liegt darin, daß ökologische Ziele nicht nur mit einem, sondern mit vielfältigen und manchmal widersprüchlichen Alltagszielen harmonisieren müßten. Energiesparen schont zwar den Geldbeutel, kommt aber dem Bedürfnis nach Wärme und Luxus nicht entgegen. Viele Menschen geben viel Geld aus für Dinge, die sie sich eigentlich auch sparen könnten. Pawelka (1987) macht darauf aufmerksam, daß gerade die Betonung der Spareffekte ökologischen Verhaltens auch prekär sein kann. Denn Sparmaßnahmen werden leicht mit persönlichen Einschränkungen verbunden. Diese Assoziation kann „Luxus“ als Gegenpol aufwerten. So kann die Darstellung von ökologischen Verhaltensweisen als Sparmaßnahmen den Umweltschutz in einen Gegensatz zu den angenehmen Seiten des Lebens bringen.

Ein zweiter Ansatzpunkt ist daher auch wichtig: gute Gründe für ökologisches Handeln im Alltag (wieder) zu entdecken und zu stärken. Der ökologische Gedanke als Aufforderung zur Einschränkung, als ständige Grenze unserer Initiative und Handlungsmöglichkeiten, als Dauerproblem hat langfristig keine guten Chancen, sich durchzusetzen (vgl. Krämer-Badoni 1993). Die Betonung der Notwendigkeit, sich einzuschränken, sich Grenzen zu setzen, muß daher ergänzt werden durch die Betonung der Möglichkeit, neue Lebensqualitäten, neue Annehmlichkeiten zu entdecken oder alte wiederzuentdecken. Gute Gründe für ökologisches Handeln gibt es in vielen Handlungsbereichen. Solche guten Gründe können sein: der Schutz der Gesundheit, die Freude an der Bewegung, Naturerfahrungen, die elterliche Verantwortung, Muße, erweiterte Wahrnehmungsmöglichkeiten, der Spaß an Innovationen und Weiterentwicklung usw. Fahrradfahren ist billiger als Autofahren, spart Energie und schont die Luft. Aber nicht nur das. Wer sich häufig aufs Fahrrad setzt, genießt auch die Bewegung, die frische Luft und die Flexibilität des Rades als Verkehrsmittel (vgl. auch Dahm, in Vorb.)

Aber auch wenn die Gründe für ökologisches Verhalten noch so gut sind, geraten sie häufig in Konflikt mit anderen handfesten Alltagserfordernissen. Die Vorzüge des Fahrradfahrens wiegen die Nachteile im Alltag häufig nicht auf. Die prominentesten Nachteile sind Zeitverlust und geringe Transportkapazität auf dem Rad (vgl. Diekmann & Preisendörfer 1992). Diese Nachteile sind in unserer Gegenwart mit ihren hohen Mobilitätsanforderungen und ausgeprägtem Konsumverhalten gravierend.

Daher dürfen wir nicht nur am Individuum ansetzen. Den dritten Ansatzpunkt bilden die Situationen des Alltags. Wir zielen damit auf die Veränderung des gesellschaftlichen Prozesses ab. Gesellschaftliche Mobilitätsanforderungen und Konsummuster können wir nicht abstrakt ändern. Aber wir können vor Ort Ansätze entwickeln, die in die richtige Richtung gehen. Tagungsstätten, große Hotels, größere Betriebe oder Industriegebiete müssen besonders gut an das Radwegenetz und das Netz öffentlicher Verkehrsmittel angebunden werden. Lokale Einkaufsmöglichkeiten müssen gefördert werden, nicht das Einkaufszentrum im Grünen. Möglicherweise können lokale Einkaufsmöglichkeiten durch regional organisierte Dienstleistungen ergänzt werden (Getränke-Bringdienst). Die Entwicklung von Fahrrädern, die für den Transport von Lasten und Kindern geeignet sind, ist wichtig. Ein schwieriges Kapitel ist sicherlich die Förderung von Situationen, in denen positive Erfahrungen nicht über den Konsum vermittelt werden.

Solche Vorschläge zielen nicht auf die Veränderung des individuellen Verhaltens von außen ab, sondern auf die Veränderung von Situationen durch die Handelnden. Die Veränderung von Alltagssituationen ist ein ganz zentraler Punkt. Denn die Einbindung des einzelnen in die Gesellschaft ist – konkret gesehen – nichts anderes als die Einbettung individuellen Verhaltens in die Alltagssituation. In diesen Situationen spielen in der Regel verschiedene Beteiligte mit unterschiedlichen Interessen zusammen: KundInnen und HändlerInnen, Hoteliers und Hotelgäste, Mütter und Kinder. In ihrem aufeinander abge-

stimmten Handeln reproduzieren sie soziale Regeln und soziale Bedeutungen. Auch die Bedeutung der Dinge wird im Zusammenspiel der Menschen in Alltagssituationen geprägt. Die gesellschaftliche Bedeutung des Geldes als Tauschmittel ist schließlich nichts anderes als sein immer wieder, nach bestimmten Regeln, verlaufender Tausch gegen Waren in alltäglichen Einkaufssituationen. Die Veränderung von Situationen verändert die Möglichkeiten des Zusammenspiels zwischen Personen. Unser Gestaltungsspielraum in Richtung auf ein umweltverträglicheres gesellschaftliches Zusammenleben liegt in der Situation.

Der vierte Ansatzpunkt liegt schließlich darin, umweltunverträgliche Handlungsmuster und -ziele abzuwerten. Veränderungen von Alltagssituationen bilden sicher die zentrale Strategie, um umweltbezogenes Handeln zu fördern. Aber sie stoßen in der Regel auf heftigen Widerstand. Jeder Versuch, Veränderungen durchzusetzen, findet nicht nur UnterstützerInnen, sondern auch GegnerInnen. Viele wollen gar keine Strukturveränderungen, die einen Verzicht auf das Auto (besser) ermöglichen, denn sie wollen – so oder so – nicht auf ihr Auto verzichten. Es kann nicht jeder Grund, umweltunverträglich zu handeln, durch Veränderungen situativer Bedingungen aufgefangen werden. Wir kommen also um Konflikte nicht herum. Auf manchen Gebieten hat ein Prozeß der Abwertung von Gründen für nicht-ökologisches Handeln schon eingesetzt: Rauchen wird nicht mehr so unangefochten mit Erwachsenwerden und Geselligkeit verbunden wie früher. Ein großes Auto bringt in manchen gesellschaftlichen Bereichen nicht mehr denselben Prestigegewinn wie noch vor 10 Jahren.

Auch wenn die Gründe für nicht umweltverträgliches Verhalten zunächst einmal ernst genommen werden müssen, können sie also nicht fraglos akzeptiert werden. Es müssen Alternativen diskutiert und Prioritäten gesetzt werden. Jedoch bleibt der eigene umweltschutzparteiliche Standpunkt, auch wenn er wissenschaftlich begründet wird, ein Standpunkt im demokratischen Prozeß (vgl. Reichert & Zierhofer 1993, 5).

Anmerkungen

- 1 Nachdem die Bevölkerung das Thema Umweltschutz mehrere Jahre ganz oben auf der politischen Prioritätenliste ansiedelte, ist es in den letzten Jahren wieder hinter andere Probleme zurückgetreten. Nach Daten des IPOS (1993) werden gegenwärtig die Themen „Arbeitslosigkeit“ und „Asyl/Ausländer“ als wichtiger beurteilt. Der Umweltschutz wird aber nach wie vor von einem hohen Anteil der Bevölkerung (1993 von 67%) als „sehr wichtig“ eingestuft.
- 2 Titel einer Fortbildungsveranstaltung des Verbandes der OecotrophologInnen von Fachhochschulen e. V. 1994: *Diskrepanz zwischen Wissen und Handeln – Wie Berater und Beraterinnen Verhaltensänderungen bewirken können*.
- 3 Frage eines umweltengagierten Hamburger Pastors.
- 4 Eine differenzierte Darstellung verschiedener sozialer

Dilemmata mitsamt der Allmende-Klemme findet sich z. B. bei Messick & Brewer (1983).

- 5 Das wird besonders deutlich in der Formulierung des Allmende-Klemme-Problems, weil es einen Bezug zwischen individueller und sozialer Ebene herstellt. Im Rahmen dieses Denkansatzes sind aber nur Widersprüche zwischen gesellschaftlichen und individuellen Zielen vorgesehen. Reale Widersprüche zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Zielen, wie zwischen technischem Fortschritt und ökologischen Zielen oder Emanzipation der Frauen und ökologischen Zielen werden gar nicht zum Thema.
- 6 Im Rahmen einer Untersuchung in der Schweiz stellte sich übrigens heraus, daß sich nicht nur aktive UmweltschützerInnen, sondern die Mehrheit der Befragten, die aus ganz unterschiedlichen Lebenszusammenhängen kamen, mit ihrem Umweltschutzengagement in der Minderheit wählten.

Literatur

- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Dahm, J. (in Vorb.): Die Wiederentdeckung der Langsamkeit. Diplomarbeit Hamburg
- Dawes, R. M. (1980): Social Dilemmas. *Annual Review of Psychology* 31, 169-193
- Diekmann, A. & Preisendörfer, P. (1992) Persönliches Umweltverhalten. Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 44, 226-251
- Edney, J. J. (1980): The Commons Problem: Alternative Perspectives. *American Psychologist* 35, 131-150
- Fuhrer, U. (Hg.) (1993): Wohnen mit dem Auto. Ursachen und Gestaltung automobiler Freizeit. Zürich: Chronos Verlag
- Gifford, R. (1987): *Environmental Psychology. Principles and Practice*. Boston: Allyn and Bacon Inc.
- Hardin, G. (1968): The Tragedy of the Commons. *Science* 162, 1243-1248
- IPOS (1993): Einstellungen zu Fragen des Umweltschutzes 1993. Gutachten im Auftrag des Bundesumweltministers
- Kaase, M. (1986): Die Entwicklung des Umweltbewußtseins in der Bundesrepublik Deutschland. In: R. Wildenmann (Hg.), *Wirtschaft, Umwelt, Gesellschaft – Wege zu einem neuen Grundverständnis*. Kongreß der Landesregierung Baden-Württemberg: Zukunftschancen eines Industrielandes
- Kaiser, F. G. (1993): Mobilität als Wohnproblem. Ortsbildung im Licht der emotionalen Regulation. Bern u. a.: Lang
- Krämer-Badoni, Th. (1993): Ökologische Krise und städtische Mobilität. Zur Bedeutung individuellen Verhaltens in einer nachmodernen Gesellschaft. *Journal für Psychologie* 1 (4), 18-27
- Langeheine, R. & Lehmann, J. (1986): Die Bedeutung der Erziehung für das Umweltbewußtsein. Kiel: IPN

- Ley, M., Bartholomäi-Post, D. & Eilers, H. J. (1991): Kein Ausweg aus der Abfallkrise? Wie man den Müll psychologisch in den Griff bekommt. *Zwischenschritte* 1, 45-61
- Maloney, M. P. & Ward, M. P. (1973): Ecology: Let's hear from the people. An objective scale for the measurement of ecological attitudes and knowledge. *American Psychologist* 28, 583-586
- Mead, G. H. (1975): Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Messick, D. M. & Brewer, M. B. (1983): Solving Social Dilemmas. A Review. *Review of Personality and Social Psychology* 4, 11-44
- Opaschowski, H. W. (1991): Ökologie von Freizeit und Tourismus. Opladen: Leske + Budrich
- Pawelka, A. (1987): Ökologie im Alltag. Zur sinnhaften Verankerung umweltbewußten Handelns im Haushaltsalltag. *Zeitschrift für Soziologie* 16 (3), 204-222
- Preuss, S. (1991): Umweltkatastrophe Mensch. Über unsere Grenzen und Möglichkeiten, ökologisch bewußt zu handeln. Heidelberg: Asanger
- Reichert, D. & Zierhofer, W. (1993): Umwelt zur Sprache bringen. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Schahn, J. & Holzer, E. (1988): Struktur- und Validitätsuntersuchungen zum Bereich umweltbewußten Verhaltens. Universität Heidelberg, Diplomarbeit
- Schaible-Rapp, A. (1993): Das Entsorgungsproblem. In: Schahn, J. & Giesinger, Th. (Hg.), *Psychologie für den Umweltschutz*. Weinheim: Psychologie Verlags Union
- Urban, D. (1986): Was ist Umweltbewußtsein? Exploration eines mehrdimensionalen Einstellungskonstruktes. *Zeitschrift für Soziologie* 15, 363-377
- Weigel, R. & Weigel, J. (1978): Environmental Concern. The Development of a Measure. *Environment and Behavior* 10, 3-15
- Wortmann, K., Stahlberg, D. & Frey, D. (1993): Energiesparen. In: Schahn, J. & Giesinger, Th. (Hg.), *Psychologie für den Umweltschutz*. Weinheim: Psychologie Verlags Union